



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bauditz, Sophus: Die Eremitagenallee : Erzählung, aus dem Dänischen
übersetzt von Mathilde Mann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber was ich davon in den Kritiken, den wohlwollenden und den begeisterten gelesen habe, bringt mich auf den Gedanken, daß auch das Künstlertheater ebensowenig wie die Drehbühne mein Geschmack sein würde. Transzendentes Verstehen und Empfinden ist freilich modern, und es ist mir bekannt, daß dem wahren Kunstjünger nichts gezeigt zu werden braucht, und daß er doch etwas sieht: er sieht, was er sehen soll, auch ohne daß es ihm gezeigt wird: er sieht es aus sich heraus. Das, wird uns gesagt, ist das Wahre, und es ist nebenbei auch das, was so manche Schwierigkeit der szenischen Darstellung und namentlich des Szenenwechsels hinwegräumt. Wenn einem beim Prolog im Himmel statt des ewigen Strahlenmeers eine „schön getönte weiße Wand“ gezeigt wird, so ist das begreiflicherweise für den wirklich begnadeten Seher schon mehr als genug: aus der Fülle seiner rastlosen Phantasie erschafft er sich einen Himmel, an den selbstverständlicherweise kein Bühnenhimmel heranreicht. Und wenn die Szenen, die Goethe unter der Bezeichnung „vor dem Tore“ in ein Wandelbild zusammenfaßt, auf einer Brücke spielen — mein Gewährsmann berichtete nicht, was man sonst noch von der Erde sah —, so heißt das doch der menschlichen Schwäche und Schaulust schon sehr entgegenkommen, denn wer hätte etwas dagegen haben können, wenn er nur wieder dieselbe schön getünchte Wand zu sehen bekommen hätte und auf die eine oder die andre Weise bedeutet worden wäre, dahinter habe er sich zu denken, was der Dichter als vor dem Tore liegend bezeichnet habe. Dem Adepten genügt das und muß es genügen: ich fürchte, ich würde mich dabei in der trostlosen Lage des Schaulustigen befunden haben, von dem der Affe erwartete, er solle vor Entzücken außer sich sein über die herrlichen Projektionen seiner Laterna Magica, in der er die Lampe anzubrennen unterlassen hatte.



Die Eremitagenallee

Erzählung von Sophus Bauditz. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann*)



Es ist jetzt schon eine Reihe von Jahren her, als ich zusammen mit drei Bekannten eines Nachmittags, am 9. August, mit dem Buge von Kopenhagen nach Fredensborg fuhr.

Wir wollten im Schlosspark die Sonne am Ende der Eremitagenallee untergehn sehen, und das tut sie nur an zwei, drei Abenden im Jahre. Der Landschaftsmaler Lund und ich hatten es zufällig im vorhergehenden Jahre gesehen und hatten so viel von dem eigentümlich ergreifenden Anblick geredet, wenn die goldne Scheibe zwischen den ehrwürdigen Bänden der Allee hinabsinkt und jenseits der Wasser des Esromsees untertaucht,

*) Diese Erzählung ist dem sechsten im Verlag von Fr. Wilh. Grunow erschienenen Bande: Truggold und andre Erzählungen von Sophus Bauditz entnommen, auf den wir unsre Leser besonders aufmerksam machen wollen. Der bekannte dänische Verfasser bietet darin wieder reizvolle, von köstlichem Humor erfüllte Bilder.

daß der Kapitän in der königlichen Marine, Eller, ganz darauf verfaßt war, mitzukommen, und dann hatte ich im letzten Augenblick meinen Jugendfreund Frederik Gjedde getroffen und ihn überredet, sich uns anzuschließen — hauptsächlich, um ihn ein wenig aufzumuntern, was er im Augenblick sehr nötig hatte. Wir hatten zusammen studiert, er war dann später Forstmann und jetzt, ganz kürzlich, durch eine Erbschaft Besitzer eines größeren Gutes hier in Seeland geworden. Es war jedoch unter seinen nähern Bekannten ein öffentliches Geheimnis, daß er vor einem Monat nach Jütland hinübergefahren war, wo er um die Hand einer Cousine anhalten wollte, für die er in der Stille seit mehreren Jahren geschwärmt hatte. Da er aber unverlobt und in pechschwarzer Laune aus Jütland zurückgekehrt war, so nahm man allgemein an, daß ihm die Cousine einen Korb gegeben hatte.

Die Aussichten, die Sonne in der Eremitagenallee untergehen zu sehen, waren nun freilich nicht die lichtesten. Das Barometer war gefallen, das meteorologische Institut prophezeite „unbeständige Witterung“, der Himmel war bedeckt, und als wir in den Fredensborger Bahnhof einliefen, fing es an, leise zu regnen.

Unser ursprünglicher Plan war, den ganzen Park zu durchwandern und uns am See zu lagern; unterwegs aber hatten wir uns dahin geeinigt, daß wir, falls das Wetter ungünstig sein sollte, den Regenschauer im Schloßkrug abwarten und im übrigen auf klare Luft beim Sonnenuntergang hoffen wollten.

Es waren nur wenige Menschen im Zuge, und von Bekannten sahen wir niemand, aber einer von denen, die in Fredensborg aufstiegen, und zwar aus einem Abteil erster Klasse, fiel mir doch auf. Es war offenbar ein Fremder, ein Tourist; ein Mann Anfang der Vierziger, brünett, bartlos, mit braunen, aufmerksam beobachtenden Augen, mittelgroß, sehnig und elastisch und mit entschieden militärischer Haltung. Er trug einen Zylinder, war überhaupt elegant und diskret gekleidet und hatte kein andres Gepäck als seinen Überzieher über dem Arm und einen Regenschirm in der Hand. Einen Augenblick sah er sich ein wenig nervös um, als suchte er jemand, schien sich die Lokalität ins Gedächtnis zurückzurufen und ging dann schnell zur richtigen Tür hinaus.

Lund sah ihm höchst interessiert nach und fragte mich, als er verschwunden war, ob ich ihn etwa kenne.

Nein, kennst du ihn?

Ja und nein — ich habe ihn schon einmal getroffen — er muß es sein!

Wir hatten jedoch in dem Augenblick keine Zeit zu weiteren Erklärungen, denn Eller, den man von einer gewissen Bequemlichkeit nicht freisprechen kann, machte jetzt, trotz aller Verabredungen, den Vorschlag, daß wir, statt nach dem Schloßkrug zu gehn, in dem näher gelegnen Eisenbahnhotel einkehren wollten. Sowohl Lund als ich — Frederik Gjedde verhielt sich passiv — traten ihm jedoch mit entschiedenem Protest entgegen.

In ein modernes Eisenbahnhotel gehn, wenn man in einem Schloßkrug Unterkunft finden kann! rief Lund sittlich entrüstet aus. Du bist ein Philister! Meinst du, wir wollten in einem modernen Restaurant mit versilbertem Tafelaufsatz auf dem Tisch und allen der Neuzeit angepaßten Bequemlichkeiten sitzen, statt uns in der schwarzeräucherten Gaststube des Schloßkruges niederzulassen — nein!

Lunds Suada ist berühmt, teilweise gefürchtet, und so machten wir uns denn ohne weitere Diskussion auf den Weg nach dem Schloßkrug, die Stadt hinaus.

Der Regen nahm zu, und wir beeilten uns deshalb, so sehr wir konnten, ohne unter unsern Regenschirmen weiter nach rechts und links zu sehen, was ich übrigens bedauerte, sintonmal ich eine alte eingewurzelte Liebe nicht nur zu dem

Schloß und dem Park im Herzen trage, sondern auch zu der kleinen Stadt selber, die mich durch ihre wunderbar vergessenen Häuser mit den grünen Fensterläden, ihr holpriges Pflaster und ihre bescheidne Vornehmheit immer wieder in Stimmung bringt. Fredensborg ist für mich der Typus der „Residenzstadt“, des schlummernden Fleckens, der nur zum Leben erwacht, wenn der „Hof“ seinen Einzug hält; es macht auf mich denselben Eindruck wie der „Saal“ in den alten Familienhäusern, in dem für gewöhnlich Sofas und Stühle mit Überzügen versehen und Spiegel und Kronleuchter in Flor gehüllt sind, der aber plötzlich, bei feierlichen Gelegenheiten, die Vermummung abwerfen und in festlichem Glanz erstrahlen konnte.

Wir kamen also in den Schloßkrug,kehrten in der Gaststube ein — wir hatten sie ganz für uns — und verbrachten nun eine kleine Zeit damit, in den strömenden Regen hinauszusehen und die Lithographien an der Wand zu bewundern.

Was wollen wir nun eigentlich tun? fragte Lund.

Ja, darf ich erst einmal erfahren, ob du das Wort „tun“ in der Bedeutung von „etwas vornehmen“ verstehst, fragte Eller, denn in diesem Falle würde ich vorschlagen, daß wir ins Billardzimmer gehn und eins à la guerre machen, oder ob du unter „tun“ an die Beschaffung von Getränken gedacht hast; im letzten Falle möchte ich auch einen Vorschlag machen.

Es könnte eigentlich gar nicht so übel sein, etwas innere Feuchtigkeit zu bekommen, meinte Frederik Gjedde.

Ich schleße mich dem geehrten Herrn Vorredner an, sagte Eller.

Aber was soll es sein?

Ach, zum Beispiel Madeira, schlug Lund vor.

Madeira! wiederholte Eller. Willst du dich wirklich so ohne weiteres einem Wirt — selbst wenn es auch ein „Schloßwirt“ ist — in die Hände geben und das Fluidum trinken, das er unter dem Namen Madeira von einem der zahllosen Giftmischer aus der Hauptstadt bekommen hat? — Nein! — Herr Ober! fragen Sie mal Ihren Prinzipal, ob da nicht im Keller eine Flasche liegen sollte — oder auch zwei — von irgend etwas, gleichgiltig was, das da noch von seinem Vorgänger her gelegen hat, und das zu verlangen bisher niemand den guten Einfall hatte! — Auf diese Weise kann man oft das Glück haben, einen flüssigen Schatz vor der Vergessenheit zu bewahren, fügte er hinzu. Und Ellers Hoffnungen sollten auch wirklich insofern in Erfüllung gehn, als zehn Minuten später der Wirt selbst mit zwei langhalsigen, bestaubten Flaschen erschien, die, wie er versicherte, seit „undenklichen Zeiten“ im Keller gelegen hätten, und die echter Nüdesheimer sein sollten.

Die eine Flasche wurde aufgezo-gen, Eller noch interessiert am Dork, schenkte sich ein halbes Glas voll, leerte es langsam mit Kennermiene und sagte nichts weiter als: Ja!

Jetzt bekamen wir andern unser Glas vollgeschenkt und rochen neugierig daran — ja, der Wein war tabellos, und die Zigarre schmeckte brillant dazu.

Ich wollte gerade eine darauf bezügliche Bemerkung machen, als ich durch die nur angelehnte Tür einen Schimmer von einem Mann erhaschte, der, davon war ich fest überzeugt, der Fremde sein mußte, den wir auf dem Bahnhofe hatten aussteigen sehen. Ich stand auf und sah in die andre Stube hinein, aber weg war er.

Wonach sahst du? fragte Lund.

Nach dem, der mit uns angekommen ist — aber das ist ja wahr, du sagtest vorhin, du kennstest ihn!

Tod und Teufel, ja, das hätt' ich beinahe vergessen! Aber nun sollt ihr hören!

* * *

Vor ein paar Jahren war ich in Berlin. Ich hatte mich am Vormittag drei, vier Stunden in Museen herumgetrieben, hatte am Nachmittag eine Fahrt nach dem Wannsee hinaus gemacht und ging mit dem Gedanken um, den Tag im Zoologischen Garten zu beschließen. Aber dann fing es an zu regnen, genau so wie heute. Ich war gerade im Begriff in ein Pschorr hineinzugehn, ein solides Abendessen mit einigermaßen reichlich Bier dazu zu verzehren, aber da kamen mir — was zuweilen vorkommen kann — lustliche Anwandlungen; ich wollte mir ein ordentliches Diner und guten Wein leisten.

So ging ich denn in eins der feinen Restaurants unter den Linden, setzte mich an einen der kleinen Tische und gab mich sybaritischen Freuden hin. Aber ich bereute es im Grunde, denn es war langweilig. Außer mir war in dem Lokal nur noch ein Ehepaar, das mit dem Messer aß und sich verliebt ansah, ein älterer Lebemann und dann mein Mann von heute.

Er saß, so wie ich, allein an einem Tische. Vor ihm lag eine große rotbraune Tasche oder ein Portefeuille, wie man es nun nennen will, und ich bemerkte, daß er jedesmal, wenn der Kellner vorüberging, ihn gleichsam unwillkürlich im Auge behielt. Übrigens saß er da und sah aus, als sänge er inwendig, und wenn er hin und wieder sein Glas erhob, hatte man eine Empfindung, als stoße er mit sich selbst an und sei innerlich glücklich. Nicht, daß man auch nur einen Augenblick hätte glauben können, er habe zuviel getrunken oder sei auch nur vom Wein beeinflusst, nein, es war so eine Art stille, nach innen gewandte Freude, die sich nur in seinem Blick und in seinem schönen Lächeln widerpiegelte.

Schließlich waren er und ich allein im Restaurant. Ich hatte sehr wohl gesehen, daß er von Zeit zu Zeit verstohlen zu mir herübergeblickt hatte, aber jetzt wurde sein Starren — kein zudringliches, indiscretes Starren, sondern vielmehr ein wohlwollendes, fröhliches Beobachten — mir allmählich ganz wunderbar, und ich wußte nicht, was ich eigentlich glauben sollte, als er plötzlich seine Tasche nahm, aufstand, sich mir gegenüberstellte und höflich und gesellschaftlich gewandt grüßte.

Verzeihen Sie, mein Herr, Sie sind gewiß fremd, so wie ich, begann er auf Deutsch, und Sie sind allein, so wie ich. Gestatten Sie mir, daß ich mich zu Ihnen setze?

Nun hat man ja nicht umsonst alle die Anschläge in Berlin: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“ gelesen, und obgleich ich mich eigentlich keinen Augenblick dazu bequemen konnte, ihn für einen gewöhnlichen Taschendieb zu halten, so will ich doch so ehrlich sein, zu gestehn, daß ich trotzdem den Rock zuknöpfte, sodas meine Brieftasche gesichert war.

Wollen Sie mir eine Freude machen, sagte der Fremde, nachdem er Platz genommen hatte, wollen Sie ein Glas mit mir trinken — keinen Schaumwein, sondern guten französischen Champagner — Sie dürfen nicht Nein sagen!

Er gab dem Kellner einen Wink, und es schien mir, als wenn der verständnisvoll nickte.

Sollten die beiden im Einverständnis sein? dachte ich, man hat ja schon so etwas gehört, und ich beschloß, noch mehr auf meinem Posten zu sein.

Der Champagner kam, er stieß mit seinem Glas an das meine, und ich leerte es, nachdem ich mich mit einem Blick auf die Etikette überzeugt hatte, daß es Cliquot dry war und nicht irgendeine verdächtige Marke.

Rauchen Sie? fragte er und reichte mir seine Zigarrentasche. Ich war schon im Begriff, Bitte sehr! zu sagen und eine Zigarre zu nehmen, da fiel mir aber ein, daß ich gehört hatte, wie Industrieller von der Profession, zu der er doch gehören mußte, zuweilen treuherzige Seelen veranlaßten, eine Zigarre zu rauchen,

die mit einer narkotischen Substanz getränkt war, und so entschuldigte ich mich denn mit einer Bemerkung, daß seine Zigarren sicher zu stark für mich seien, und zündete eine von meinen eignen an.

War er ein Bauernfänger, so gehörte er zu der feinsten Sorte. Sein Benehmen war das eines vollendeten Gentleman, er zitierte Heine wie auch Tennyson, war offenbar viel gereist und beherrschte, wie ich gelegentlich im Laufe der Unterhaltung erfuhr, alle drei Weltsprachen. Ein paarmal kam mir der Verdacht, daß er kein Deutscher sei, denn er sprach zum Beispiel Berlin mit einer zu starken Betonung der ersten Silbe aus, aber das bewies ja im Grunde gar nichts: er konnte ja zu einer internationalen Bande gehören, die in den verschiedenen europäischen Hauptstädten „arbeitete“.

Sin und wieder schämte ich mich meines Mißtrauens gegen ihn. Er war im höchsten Grade anziehend und interessant, besaß viele Kenntnisse und sprach nach jeder Richtung hin wie der durch und durch gebildete Mann, aber trotzdem stellte ich mir jeden Augenblick die Möglichkeit vor, ihn die Karten aus der Tasche ziehen zu sehen, um mir ein kleines Jeu, ein unterhaltendes „gesellschaftliches Spiel“ vorzuschlagen.

Da haben wir die Karten! dachte ich, als er plötzlich die Hand in seine innere Rocktasche steckte. Aber es waren keine Karten, die zum Vorschein kamen, sondern einer dieser flachen Browningrevolver, den er nur so eben herauszog und sofort wieder hinabgleiten ließ.

Ach, verzeihen Sie, ich fürchtete einen Moment, ich könnte ihn vergessen haben, sagte er erklärend, und in meiner Stellung — hier sah er auf die rote Tasche — kann man nicht vorsichtig genug sein, muß man auf alles gefaßt sein.

Ja, das will ich glauben, entgegnete ich, um doch etwas zu sagen, aber besonders behaglich war mir nicht zumute, und ich fing an, davon zu reden, daß es spät geworden sei, und daß ich noch einen Bekannten im Hotel treffen müsse.

Wie Sie wollen, sagte er und legte die Hand auf meinen Arm, aber ehe Sie gehn, müssen wir unsre Gläser leeren. Lassen Sie uns auf alles trinken, was schön und gut ist, auf — ja, lassen Sie mich Ihnen gegenüber ganz aufrichtig sein! Sie sehen in mir den glücklichsten Menschen auf der Welt. Heute vor wenigen Stunden hat die einzige Frau, die ich jemals geliebt habe, und die ich jemals lieben werde, mir gesagt, daß sie mich liebt — verstehen Sie, was das sagen will! Ich saß dort allein am Tisch, allein mit meinem unendlichen Glück und erfüllt davon — schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten, ich mußte mit einem Menschen reden, mußte meine eigne Stimme hören und mit einem andern ein Glas auf ihr Wohl trinken — Sie entfinnen sich wohl der Sage von König Midas' Barbier, der sein Geheimnis nicht bewahren konnte, sondern es dem Schilf des Flusses anvertrauen mußte — nun ja Sie sind — sans comparaison, natürlich — dasselbe für mich, was für ihn das Schilf war. Haben Sie Dank, daß Sie mir freundlichst gestatteteten, die Annehmlichkeit Ihrer Gesellschaft zu genießen. Vielen Dank für den heutigen Abend!

Ich bin wohl nie in meinem Leben überraschter und beschämter gewesen. Da saß ich mit fest zugeknöpftem Rock und war unablässig en garde einem vermeintlichen Salonräuber gegenüber, und dann stellt es sich heraus, daß ich mich in demselben Zimmer mit der Poesie des Lebens befinde, mit einem von Groß Gottbegnadeten, der an meiner Seite Platz genommen hat und mich an seinem Glück teilhaftig werden ließ.

Ich sah ihn an: strahlend von Stolz und Jubel saß er mit einem bezaubernden Lächeln da — ja, wie hatte ich mich nur so irren können!

Plötzlich wurde er jedoch ernsthaft. — Ich sagte Ihnen, fuhr er fort, daß ich der glücklichste Mensch auf der Welt sei, und das bin ich auch, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich heute vielleicht zum letztenmal in diesem Leben sie gesehen habe, die ich liebe. Verhältnisse, über die weder sie noch ich Macht habe, türmen eine Mauer zwischen uns auf — wir müssen scheiden. Aber trotzdem bin ich glücklicher als die meisten Menschen. Ich gehe ins Leben hinaus mit dem Bewußtsein ihrer Liebe, und das ist ein Adelszeichen, auf dem man wohl den Rest seines Lebens aufbauen kann! Sie und ich werden uns auch wohl kaum wiedersehen — ich reise mit dem Nachtzug gen Norden — haben Sie aber Dank für den heutigen Abend!

Er nickte dem Kellner zu und machte das Zeichen des Zahlens. Als er seine Brieftasche herauszog, konnte ich nicht umhin, zu sehen, daß darin eine dänische Postkarte lag, auf der von Frauenhand einige mit „Aft“ unterzeichnete Zeilen geschrieben waren. Ein paar Minuten später trennten wir uns, und ich habe meinen Unbekannten bis heute nachmittag nicht wiedergesehen.

* * *

— — — Aft! — Ja, was ist Aft? fragte Eller, als die Erzählung beendet war.

Ja, wie soll ich das wissen! entgegnete Lund.

Aft! sagte ich, das ist natürlich Afta oder Aftrib.

Ja, vielleicht!

Dann ist es also der Name seiner Geliebten, meinte Eller.

Und dann ist sie wahrscheinlich eine Dänin.

Du bist ungeheuer scharfsinnig! bemerkte Lund. Du kannst uns vielleicht auch sagen, was in der roten Tasche war, und was der Fremde jetzt hier in Fredensborg will?

Bermutlich Aft treffen! antwortete Eller, ohne sich zu besinnen.

In dem Augenblick, als Eller den ominösen Namen wiederholte, durchzuckte es mich, daß ich ihn kürzlich irgendwo gesehen haben mußte, aber wo?

Nachdem ich mein Gedächtnis einer gründlichen Inspektion unterworfen hatte, kam mir die Erleuchtung: in einem Inserat der Berlingsken Zeitung hatte der Name gestanden! Ich hatte eine Adresse ausgeschnitten, und auf der Rückseite davon stand er — aber, die Adresse mußte ich ja bei mir haben!

Ohne den andern etwas davon zu sagen, und ohne daß jemand von ihnen es bemerkte, zog ich den Ausschnitt aus meinem Portemonnaie, und — ganz richtig — da stand:

Fredensborg, Eremitageallee.

9 — 8 — Sunset.

Aft.

Ich glaube fast, meine Hände zitterten ein wenig, als ich den Ausschnitt wieder in das Portemonnaie steckte.

Hier saßen wir vier Menschen, die wir um nichts weiter ausgegangen waren, als um die Sonne untergehn zu sehen, und da kommt „die Poesie des Lebens selbst“, wie Lund vorhin gesagt hatte, plötzlich mitten in die Gaststube des alten Schloßkruges zu uns hereingeschneit! Wir — wenigstens ich — waren Mitwissende eines Lebensdramas geworden, das vielleicht heute abend hier in Fredensborg zu Ende gespielt werden würde.

Ich fühlte mich einen Augenblick versucht, den andern von dem Zeitungsinserat zu erzählen, aber ich widerstand der Versuchung. Es war mir, als begehe ich eine Indiskretion gegen ihn, den Fremden — oder gegen den großen Gros selbst —

wenn ich „Ast“ Namen preisgab, und ich schwieg. Sollten er und sie sich wirklich begegnen — es konnte ja auch ein Zufall sein, daß das Injerat mit diesem Namen unterschrieben war —, so sollten sie auf alle Fälle keinen andern verständnisvollen Bezeugen bei dieser Begegnung haben als mich.

Währenddes saßen die drei andern — oder richtiger Lund und Eller — denn Frederik Gjedde sagte noch immer nicht viel — und redeten über das Erlebnis in Berlin. Eller war offenbar sehr skeptisch. Er wußte, daß der gute Lund nicht ganz abgeneigt war, ein wenig auszuschnüden, und er betrachtete wohl im Grunde die Geschichte als „Dichtung und Wahrheit“ — mit außerordentlich wenig von der letzten.

— Man geht nicht so einfach hin und vertraut seine Herzenangelegenheiten dem ersten besten an! erklärte er sehr bestimmt.

Dem ersten besten? wiederholte Lund ein wenig pikiert.

Ja, verzeih; ich hatte vergessen, daß da auch noch ein verliebtes Ehepaar im Restaurant anwesend war! — Aber dieser Mann mit der Tasche, die er übrigens heute nicht mitzubringen schien — wenn er es überhaupt ist —, muß doch ein sonderbarer Kauz sein! weshalb muß er denn so absolut reden, weil eine Dame — ich gehe von der Voraussetzung aus, daß es eine Dame gewesen ist — ihm gesagt hat, daß sie ihn liebt. — Ja, was sagst denn du dazu? wandte er sich an mich. Nimmst du so ohne weiteres die Geschichte für bare Münze?

Ja, das tue ich, antwortete ich — ich hatte ja nun auch meine besondern Gründe, mehr daran zu glauben als er —, und ich kann es mir im Grunde auch sehr gut denken, daß man sich in einer Situation wie die, in der er sich befand, so überströmend glücklich, so stolz, wenn du willst, fühlen kann, daß man irgend etwas tun muß, sich aussprechen, einen Mann totschlagen oder sonst irgend etwas Außergewöhnliches. Vielleicht hat ihm obendrein „Ast“ an jenem Tage den ersten Kuß gegeben, und dann —

Den ersten Kuß! wiederholte Eller und piff vor sich hin. Ja, wollte man jedesmal einen Menschen totschlagen, wenn man ... dann säße man längst als Massenmörder im Zuchthause!

Na na, nur nicht renommiere! sagte Lund. Du hast überhaupt noch nie den ersten Kuß bekommen!

Was hab ich nicht? — Ach so ist es gemeint — Unsinn! — Aber wollen wir jetzt nicht ein wenig in die Luft hinaus? Nein, es gießt ja noch immer, entgegnete Lund und nippte an dem Rübdesheimer. Aber es freut mich doch, daß du — das war ich — die Geschichte glaubst und sie verstehen kannst.

Ja, das kommt vielleicht daher, weil sie mich — gewissermaßen — an eine Geschichte aus dem Kriege von 48 erinnert, die mir mein Vater einmal erzählt hat.

Gib uns diese Geschichte in Anbetracht des Regenwetters zum besten!

Und ich erzählte.

* * *

Im Jahre 48 stand beim Jägerbataillon ein ganz junger Leutnant, ein sonderbar eingeschüchterter, melancholischer Mensch. Er war eigentlich häßlich, unansehnlich von Statur und ohne militärische Haltung. Aber vor allem war er auch gleichsam überall überflüssig, unsicher und wortkarg — er war gewiß auch aus einer wenig feinen Familie. Mit den Kameraden hatte er keine Fühlung, und die Leute hatten keinen rechten Respekt vor ihm, namentlich nachdem er sich bei der Feuertaufe nicht geradezu feige, aber doch ohne Initiativ, bedrückt wie immer, gezeigt hatte.

Gleich zu Anfang des Krieges wurde der Leutnant mit seiner Abteilung eines Nachmittags auf einem abseits gelegnen Pfarrhof in Nordschleswig einquartiert, wo

bisher noch keine Soldaten gelegen hatten. Es waren die glücklichen Tage der Begeisterung, und im Pfarrhause wußte man gar nicht, was man der Einquartierung alles zugute tun sollte. Der Pfarrer fand ja freilich, daß der Leutnant ein wenig schwer aus sich herauszubringen war — er konnte weder erzählen noch sich mit fortreißen lassen, fand der Pfarrer —, aber einerlei, er war ja doch ein dänischer Offizier, einer von denen, auf die man vertraute, und zu denen man in jenen Zeiten unwillkürlich aufsah.

Die Pfarrersleute hatten eine einzige Tochter, ein blutjunges Mädchen, so wie dänische Pfarrerstöchter damals waren, denke ich mir: mit blondem Haar, blauen Augen, in weißem Waschlleid und herzensgut und sehr verlegen.

Sie sah den jungen Leutnant wieder und wieder an, und je mehr sie ihn ansah, um so schöner wurde er in ihren Augen — nur weil er Offizier war, und weil Krieg war.

In jenen Tagen war nun „Der tapf're Landsoldat“ ein ganz neues Lied, und der Pfarrer hatte gerade ein Exemplar davon mit der Post bekommen, aber noch hatte es niemand im Pfarrhause gespielt oder gesungen, wohl nicht einmal gelesen.

Nach dem Abendbrot tritt das junge Mädchen an den Leutnant heran, das Lied in der Hand, und fragt mit niedergeschlagenen Augen, ob er nicht so gut sein wolle, ihnen die neue Melodie vorzuspielen und zu singen, sie wollten sie so gern hören. Ja, ein wenig klumpen konnte der Leutnant, und ein wenig Stimme hatte er vielleicht auch, jedenfalls sang er das Lied. Bisher hatte ihn wohl noch nie etwas begeistern können, aber während er sang und die Augen des jungen Mädchens unverwandt auf sich gerichtet sah, mit ihrer ganzen jungfräulichen Begeisterung und Ergriffenheit, da wurde er gleichsam selbst mit fortgerissen; er streifte seine Verlegenheit ab und bekam plötzlich Stimme und Vortrag.

Ach, tausend, tausend Dank! sagte das junge Mädchen zu dem Leutnant und reichte ihm die Hand, und die Pfarrersleute bedankten sich auch aufs herzlichste, aber das hörte er gewiß gar nicht. Am nächsten Morgen, in aller Frühe — sagen wir einmal, so um fünf herum — sollte der Leutnant weitermarschieren, und seine Abteilung stand auf dem Hofe unter Gewehr.

Die Pfarrerstochter war auch aufgestanden, und als ihr der Leutnant Lebewohl gesagt hatte und sie auf der steinernen Treppe stand und er Richtet euch! kommandiert hatte, war es, als fälle ihr plötzlich ein, daß sie etwas vergessen habe, und ehe sich der Leutnant versah, fühlte er ihre Arme um seinen Hals und einen warmen Kuß auf seinem Mund. Dann stürzte sie wie ein aufgeschrecktes Reh ins Haus hinein, und er sah sie nicht mehr.

Aber der Leutnant war von demselben Augenblick an wie verwandelt; er „häutete sich“, und die Leute erzählten später, er sei förmlich einen Zoll größer geworden. Offenbar meinte er selbst, er sei vor der Front dekoriert, habe Ritterschlag und Weihe empfangen.

Da war ein Appell wie nie zuvor in seiner Stimme, als er Marsch! kommandierte, und ein paar Tage später fiel er mit Bravour und mit einem glücklichen Lächeln um den Mund an der Spitze seiner Jäger, als sie eine stark von Insurgenten besetzte Hecke stürmten.

(Schluß folgt)

